

Aus der Liebe der Märtyrer geborene Hoffnung

Juan Hernández Pico

I. Die Paradoxie des Martyriums

Auf den ersten Blick erzeugt der Tod eines Märtyrers wohl kaum Hoffnung. Was er erzeugt, sind vielmehr lähmende Frustration, unbeschreiblicher Schrecken, wütender Zorn, entsetzliche Wehrlosigkeit und tiefe Verzweiflung: „Viele waren über ihn entsetzt“ (Jes 52,14). Das ist die Paradoxie des Martyriums. Und dem ist so, weil der Tod eines Märtyrers heute zunächst einmal der Triumph entweder von mächtigen kriminellen Gewalten oder des Terrorismus des Staates ist. Ob Verbrechen oder Staatsterrorismus, beides bringt für immer die Stimme eines Propheten zum Schweigen, zerschlägt brutal das Werk eines Reformators, setzt rücksichtslos dem Leben einer Forscherin ein Ende, verdunkelt ein für allemal das Denken eines Genies oder demütigt und verletzt die Würde eines Volkes. Der Tod der Märtyrer ist der Triumph der Unnachgiebigkeit, der Lüge und der totalen Überlegenheit. Hinter - aber logisch und in Wirklichkeit vor - dem Martyrium steht ein Mord. Und dieser ist seine materielle Basis sowie das grausame und unbarmherzige Gesicht der ungerechten Gewalt von Institutionen.

Oscar Romero, Erzbischof von San Salvador, war ein Prophet. Im proppenvollen Dom der Stadt klagte der Hirte der Armen mit der Deutlichkeit und mit der Würde eines Propheten immer wieder die strukturell ungerechte und folglich unchristliche Lage in seinem Lande an. Romero, von schwacher, aber von der Kraft Gottes verklärter Gestalt, erfüllte die Menschen ohne Perspektive mit Hoffnung, säte Würde in die Herzen der Missachteten, nahm sich liebevoll des vielfältigen Schreis seines Volkes an und half vor allem dabei, das Gottesbild der Menschen zu verändern. Hatten diese bisher den Eindruck, Gott stehe stets auf der Seite der Reichen und Mächtigen, zeichnete sich in ihnen Schritt für Schritt das Bild eines Gottes ab, der eine besondere Vorliebe hat ausgerechnet für die Armen und Schwachen - und zwar nicht nur weil er niemanden ausschliesse, sondern weil er es nicht erträgt, dass jemand mit derselben Gebärde, mit der er seinen hungernden Brüdern und Schwestern das Brot verweigert, ihm auch seine Vaterschaft bestreitet. So wurde er unbequem bis zur Unerträglichkeit. 1980 fiel er einem Mordanschlag zum Opfer. Nicht einmal die Bischofswürde hatte ihn vor dem gewaltsamen Tod schützen können. Sein Tod ließ nicht nur seine Stimme in der Bischofskirche verstummen, sondern seither fehlte im ganzen Land auch jemand, der die Situation erhellen könnte. Das Massaker, das dann so etwas wie

die Krönung seiner Beerdigung wurde, brachte schließlich das ganze Land zum Schweigen. Über El Salvador raste eine apokalyptische Furie hinweg, deren Exponenten der Tod von an die sechshundert Menschen am Sumpul-Fluss sowie das niedergemetzelte Dorf Mozote sind.

Adolfo Mijangos, der in Guatemala für die *Revolutionäre Einheitsfront* (FUR), eine sozialdemokratisch orientierte Partei, als Abgeordneter im Kongress saß, war ein Reformler. Von seinem Rollstuhl aus - Fito, so sein Spitzname, war an beiden Beinen gelähmt - brachte er einen ganz neuen, von beeindruckender Vernunft und unbezwingbarer Leidenschaft für die Wahrheit geprägten Ton in das Hohe Haus. Er duldet weder irgendwelches verlogene Gehabe noch die Übermacht des Präsidenten in Generalsuniform noch die Verletzung der Menschenrechte unter dem Vorwand der Verteidigung der Sicherheit des Staates. Seine Mitgliedschaft in einer sozialdemokratischen Partei wie auch sein Charisma, als Rechtsanwalt das Gesetz in den Dienst an der Gerechtigkeit zu stellen, vermittelten ihm das Profil eines neuen Typs von Abgeordnetem, der sich in der Tat als Vertreter des Volkes versteht. Fito war gerade mit seinem Rollstuhl in der Stadt unterwegs, als, ungeachtet seiner Behinderung, mehrere Maschinengewehrsalven sein Leben beendeten. Seither - der Mord ereignete sich 1971 - war im Kongress von Guatemala lange Zeit keine Stimme mehr zu hören, die sich in derart beredter Weise für Wahrheit und Gerechtigkeit eingesetzt hätte.

Ebenfalls in Guatemala hatte Myrna Mack gemeinsam mit Freunden das soziale Forschungszentrum AVANCSO gegründet. Wie mit einem scharfen Messer, das auch das Innerste freilegt, war sie auf die konsequente Aufdeckung der Realitäten bedacht, bis sie schließlich an die Wahrheit herangekommen war. Sie war befreundet mit den Maryknoll-Schwestern, die für ihre Leidenschaft für Gerechtigkeit ja ebenfalls bekannt sind. Des Weiteren war sie Schülerin des namhaften guatemalteckischen Anthropologen Joaquín Noval, der sich 1954 der kommunistischen Partei angeschlossen hatte, nachdem dem ersten Experiment von Demokratie in Guatemala unter Mitwirkung der Vereinigten Staaten ein gewaltsames Ende bereitet worden war. Schließlich war sie auch in die Schule des Jesuiten Ricardo Falla gegangen, der gleichfalls ein ausgezeichnete Anthropologe war und während der bewaffneten Auseinandersetzungen in Guatemala die Gemeinden der Widerstandsdörfer pastoral betreute. Frei wie ein Schmetterling hatte sie die Freiheit der Forschung zu nutzen versucht, um die leidvolle Lage der durch den Krieg vertriebenen und vom Hunger und von den Bombardements des Heeres geplagten Menschen deutlich zu machen. Unbeschadet ihrer persönlichen Zweifel am Glauben sah der Bischof von El Quiché in ihr seine beste Beraterin. In den Augen des Heeres jedoch waren ihre Untersuchungsarbeit ein Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates und sie selbst eine „innere Feindin“. Ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass sie eine Frau war, wurde Myrna Mack 1990 beim Verlassen ihres Büros mit zwölf Messerstichen ermordet. Absicht der Auftraggeber war offenbar, unter den Sozialwissenschaftlern Schrecken zu verbreiten und sie zu veranlassen, sich mit ihren Recherchen zurückzuhalten.

Als Jesuit, Philosoph, Theologe und Rektor der Mittelamerikanischen Universität

San Salvador war Ignacio Ellacuría ein schöpferischer, auf Veränderung erpichter Geist. So versuchte er, die mittelamerikanischen Jesuiten zu einer Neubelebung ihres apostolischen Dienstes zu bewegen und das beste Instrument, das ihnen ihre spirituelle Tradition bot, die *Geistlichen Übungen*, neuzukonzipieren. Ihm schwebte vor, die Exerzitien zu einem Werkzeug werden zu lassen, dessen sich die gesamte mittelamerikanische Jesuitenprovinz hätte bedienen können. Darüber hinaus wollte er auch die Universität als Institution verändern. Und schließlich versuchte er, auch das im Krieg befindliche Land zu verändern. Zu diesem Zweck schlug er immer wieder neue Wege zu Verhandlungen, zum Aufbau einer starken, gegenüber den politischen Parteien unabhängigen Zivilgesellschaft sowie zur Herbeiführung des Friedens vor. Sein letzter Vorschlag war eine regelrecht kühne Vision: Es gehe darum, eine Zivilisation der Arbeit statt des Kapitals zu schaffen, der Armut statt des Reichtums, was allerdings nicht mit einer Zivilisation der Verarmung zu verwechseln sei. Die neue Zivilisation der Arbeit sei in Dialektik zu sehen mit der vorfindlichen Zivilisation des Reichtums, will sagen: der wenigen Reichen, deren Reichtum sich als Lebensweise allein schon deshalb nicht universalisieren lasse, weil man ja den Planeten mitsamt der Menschheit nicht als Ganzes zerstören könne. Am Ende ging es Ellacuría um nicht weniger als darum, die vermeintlich unumkehrbare Geschichte dennoch umzukehren. Seine visionären Entwürfe wurden des Kommunismus geziehen, und ihn selbst hielt man für das Gehirn aller Guerillakämpfer, während er die Guerilla im Gegenteil ebenso unerbittlich wie öffentlich kritisierte. Mochte er auch ein noch so begnadeter Denker sein, das Heer zerfetzte ihm - zusammen mit fünf weiteren Jesuiten und zwei Frauen aus der Umgebung - mit mehreren Gewehrsalven den Kopf. In einer Welt, die sich immer schneller verändert, und in Szenarien, die sich nicht mehr vorhersehen lassen, wie es bis dahin vielleicht noch möglich war, als die Militärs Ellacuría hinrichteten, können wir uns heute, um der Geschichte mit der Gabe kreativer Veränderung entgegenzutreten, nicht mehr auf einen so genialen Geist stützen, wie Ignacio Ellacuría es war. In San Bartolomé Jocotenango vergewaltigten Offiziere und Soldaten des Heeres wie auch Mitglieder der Patrouille der Zivilen Selbstverteidigung hunderte von Quiché-Frauen massiv. Nicht wenige von ihnen wurden als Sexsklavinnen missbraucht und waren während der finstersten Jahre des guatemalteckischen Bürgerkrieges in gefängnisartigen Behausungen eingesperrt. Etliche von ihnen waren die Ehefrauen führender Männer der *Katholischen Aktion*, die ihrerseits einige prominente Ureinwohner wegen der Ungerechtigkeiten, die diese seit eh und je an den Tag

Der Autor

Juan Hernández Pico SJ, geboren 1936 in Spanien, Jesuit seit 1953, Priester seit 1966, studierte Theologie an der Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt, und Soziologie an der Universität von Chicago. Er ist Professor für beide Fächer an der Zentralamerikanischen Universität (UCA) in Managua, Nicaragua, und in San Salvador, El Salvador. Von 1980 bis 1990 war er Leiter des Zentrums für Forschung und soziales Handeln der Gesellschaft Jesu in Mittelamerika (CIAS). Veröffentlichungen u.a.: *Un Cristianismo Vivo*, *Teología de la Solidaridad*, *La Oración en los procesos de liberación*. Anschrift: Casa Parroquial, Santa María Chiquimula, 08006 Totonicapán, Guatemala. E-Mail: jhpico@infovia.com.gt.

gelegt hatten, bloßgestellt hatten. Im Interesse der Großgrundbesitzer verdingten sie nämlich ihre Stammesgenossen als Tagelöhner auf die Landgüter an der Küste. Die Männer dieser Frauen: „waren sie im Besitz der Bibel, wurden sie umgebracht ... ebenso wie die Besten aus der *Katholischen Aktion*“¹. Die Alternative, vor der die Frauen in Anbetracht des Märtyrertodes ihrer Männer, Väter und Großväter standen, lautete Vergewaltigung oder Tod. Doch die Vergewaltigung der Quiché-Frauen, von denen auf der anderen Seite einige sogar Frauen bzw. Verwandte der Patrouillen waren, bedeutet darüber hinaus, dass die Würde eines ganzen Volkes vergewaltigt wurde. Noch im August des letzten Jahres profanierte das Heer das Patronatsfest des Dorfes San Bartolomé und funktionierte es um zu einer Jubelfeier in seinem Interesse, während der Pfarrer die Messe hinter verschlossenen Türen feierte.

So ist das Martyrium zunächst einmal nichts anderes als die triumphale Selbstbehauptung der ungerechtesten Mächte dieser Welt. Und so sagte Jesus am Vorabend seines Märtyrertodes denn auch: Jetzt „ist eure Stunde, jetzt hat die Finsternis die Macht“ (Lk 22,53). In einer ersten Annäherung erweist sich der Märtyrertod mithin als erbitterter Feind der Menschheit, wobei allerdings jedes Sterben Anteil an dieser Feindschaft hat und der Tod deshalb auch bis ans Ende der Geschichte nicht besiegt werden wird: „Der letzte Feind, der entmachtet wird, ist der Tod“ (1 Kor 15,26). Aus eben diesem Grund rief - in Vorwegnahme ihres eigenen Martyriums - Juana de Arco de Péguy nach einem Heiligen, „der Erfolg hätte“, denn „alles kommt, Herr, nur dein Reich kommt nicht“².

II. Die Hoffnung aus dem Martyrium geht gegen alle Hoffnung

Die Hoffnung auf Grund von Liebe, zu der sich die Märtyrer gegenüber ihresgleichen zu Lebzeiten bekannten, unterscheidet sich in nichts von der Hoffnung Abrahams und Jesu von Nazaret. Sie ist wesentlich „Hoffnung gegen alle Hoffnung“ (Röm 4,18) und alles andere als leicht oder billig. Sie ist eine Hoffnung, die weder Zeichen noch Beweise kennt, auf die sie sich stützen könnte. Es kommt nicht darauf an, dass auf dem Glanz der prophetischen Statur und der pastoralen Tiefe eines Oscar Romero kein Anflug von Schatten läge; noch darauf, dass die Bewunderung, die Fito Mijangos mit seinem Erneuerungsentagement verdient, nicht den geringsten Vorbehalt zuließe; noch darauf, dass einen die geradezu zärtliche Scharfsinnigkeit einer Myrna Mack vorbehaltlos anrührte und bewegte; noch darauf, dass einen der kühne Blick eines Ignacio Ellacuría widerspruchslos faszinierte und anzöge; noch darauf, dass einen Schutzlosigkeit und Geduld der vergewaltigten Frauen von San Bartolomé Jocotenango ohne Wenn und Aber empörten und auf die Beine brächten. Und am wenigsten kommt es darauf an, dass die ebenso demütige wie kraftvolle Liebe, die alle diese Menschen in ihrem Einsatz für Gerechtigkeit und in ihrem Mitleiden mit ihren mitmenschlichen Brüdern und Schwestern trug, aber auch in ihrem ohnmächtigen Widerstand

gegen die Ungerechtigkeit, für Menschen jeden Schlags zu begreifen sei. Worauf es vielmehr ankommt, ist, dass all die Initiativen aus Liebe mitsamt der Geschichte, von der sie entflammt wurden, ihren Weg durch die Finsternis finden, bis sie zu einer Fackel werden, die das Leben vieler Menschen erleuchtet und mit Hoffnung erfüllt.

Beide Seiten sind entscheidend. Entscheidend ist die Liebe, die die Märtyrer bewegte. Märtyrer können Hoffnung in den Menschen nur deshalb wecken, weil sie Menschen - ob sie sich zum Christentum bekennen oder auch an keinen Gott zu glauben im Stande sind - zum Engagement für Menschen und zur Gemeinschaft mit Menschen bewegen können, vor allem wenn es um besonders bedrängte, verachtete und ungerecht verarmte Männer und Frauen geht ... bis zum Äußersten der Hingabe des Lebens für sie, bis zum Tode hin. Entscheidend ist aber auch das konkrete, von Liebe durchdrungene Leben der Märtyrer. Denn kein System dieser Welt nimmt jemandem das Leben, wenn er, wenn sie sich nicht für ein Geschichtsprojekt einsetzt, das den schlimmsten Gewohnheiten des Herzens in der Kultur, konkret: den gewalttätig-strukturellen Ungerechtigkeiten in Wirtschaft und Politik, zuwiderläuft und eine neue Gesellschaft schaffen will, in der es, wenn auch mit Ach und Krach, um das Reich der Gerechtigkeit, der Freiheit und einer ehrfurchtsvollen Begegnung zwischen Kulturen und Religionen geht.

Tatsache ist, dass sich alle diese Initiativen aus Liebe wie auch die Geschichte, die sie zu entwickeln versuchen, ihren Weg durch dichtes Dunkel bahnen müssen, bis die Hoffnung, deren Vorboten sie ja sind, endlich sprießen kann. Nun haben aber all die Finsternisse einen gemeinsamen leidvollen Namen, der sich sogar genau nennen lässt. Es ist dies das Scheitern der Geschichtsprojekte, für die sich die Märtyrer eingesetzt haben, aber auch die frustrierende Mutlosigkeit, die die konkreten Menschen überkommt, denen die Liebe der Märtyrer zuvor galt. Das bischöfliche Projekt, das Oscar Romero hell erstrahlen ließ, liegt - wie sein von der mörderischen Kugel durchbohrter Körper - in Stücken am Boden. Das Volk von El Salvador, das Oscar Romero mit unsagbarer Liebe pastoral führte, wird heute von klugen, aber leidenschaftslosen Abwägungen regiert. Das Sprachrohr, durch das das guatemalteckische Volk seine realen Bedürfnisse zum Ausdruck gebracht wusste, ist zerfetzt von den Kugeln, die dem unbestechlichen, unanfechtbar integren Abgeordneten Fito Mijangos Herz und Eingeweide zerrissen. So müssen die Menschen in Guatemala, für deren Würde Fito ja stand, heute auch ohne eine solche profilierte Gestalt auskommen, wie dieser mit seiner bedingungslosen Hingabe im Dienst an ihrem Alltag sie für die Guatemalteken bedeutete hatte. Das Engagement, mit dem Myrna Mack den Dingen akribisch und konsequent nachzugehen versuchte, ist auch heute nur unter derselben Lebensgefahr möglich wie damals. Ihre Tochter und ihre Enkel, ihre Eltern und ihre Geschwister ebenso wie all die Flüchtlinge und Vertriebenen, die ihre Hoffnung darauf gesetzt hatten, von ihr aufmerksam, ehrfürchtig und in Einklang mit ihren Leiden und Wünschen angehört zu werden, müssen seither ihre Liebe und Freundschaft missen.

Auch der Entwurf, den Ignacio Ellacuría von einer Zivilisation vorgelegt hatte, die

eher von der Arbeit als vom Kapital bzw. eher von der Armut als vom Reichtum bestimmt sein sollte, wie auch seine Vorstellung, noch sei es möglich, das Ruder der Geschichte aus ihrem Drall in Richtung Unmenschlichkeit herumzureißen, warten noch darauf, einigermaßen erfolgversprechend fortgeführt zu werden. Immer noch steht aus, dass die samenkornhaften Möglichkeiten, die in solch einem kühnen, ja genialen Konzept stecken, weiterentwickelt werden. Wir, die wir seine unbedingte Freundschaft und die unentwegt kreative Phantasie seines feurigen Apostelherzens erfahren durften, vermissen seither die Wärme, die - unbeschadet seiner mitunter arroganten Zurückhaltung - immer wieder unser Leben anrührte. Auch die Gedankenwelt und das glühende Verlangen der Frauen von San Bartolomé Jocotenango, einschließlich ihrer Männer, sich „zusammenzutun“ und zu arbeiten, „damit die Sache anders wird ... und die schlechten Zeiten ein Ende haben“, „sich gemeinsam für das Leben einzusetzen“, „sagen zu können, was man auf dem Herzen hat ... was man im Leben alles mitgemacht hat ... [dass] wir doch alle gleich ... und alle Menschen sind, unabhängig davon, wo die Leute herkommen, welche Sprache sie sprechen und was sie zu sagen haben ...“³, alles wurde im Zuge der Vergewaltigung der Frauen des Quiché-Volkes brutal zertrampelt und niedergemacht. Ja, die massenhafte Vergewaltigung hat den Menschen die Lust am Leben genommen: „Die Leute reden nicht mehr miteinander ... Wir sind nur noch irgendetwas ... ein Häufchen Elend ... Nachts können wir nicht mehr schlafen ... Sämtliche Familien tun uns leid ... Was wir alles mitgemacht haben! ... Wir haben Angst, ja richtig Angst ... Wir wissen nicht, was passiert ... Immer sind sie dagegen ... Wir verstehen nichts mehr ... Leben gibt's dort nicht mehr ... Man spürt genau, dass es dort kein Leben mehr gibt ... die Zeiten haben sich geändert.“⁴

Aus der Finsternis von Scheitern und Entmutigung muss wieder Hoffnung sprießen. Alle Hoffnung, auch die, die aus der Liebe der Märtyrer geboren wird, setzt verantwortliches Bemühen von Menschen voraus, das aber nur in einer Atmosphäre der Gnade und im Entgegennehmen eines ungeschuldeten Geschenkes gelingen kann. Die neue Gesellschaft und die neue Geschichte, die die Märtyrer sich erkühten herbeizuträumen, herbeizuwünschen und herbeizudenken, sind eine neue Schöpfung, die wir zum einen aus der Vergangenheit wiedergewinnen und zum anderen kreativ erst noch schaffen müssen, ähnlich wie man mit einer Erbschaft umgeht. Nur, die alte Schöpfung hat sich als resistent erwiesen und ist Teil der Erbschaft, heute wie zu Zeiten des Paulus. Dabei ist die alte Schöpfung, so sehr wir uns bemühen, Verlorenes wiederzugewinnen, aber auch weiter von der Hoffnung beseelt, „von der Sklaverei und Verlorenheit befreit [zu] werden zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes“ (Röm 8,21). Doch alles geschieht unter Seufzen und Geburtswehen. Auch wir selbst können das Seufzen nicht unterdrücken, „warten wir [doch] auf die volle Verwirklichung dessen, was uns als Söhnen [und Töchtern] zudedacht ist: dass unser Leib von der Vergänglichkeit erlöst wird“ (Röm 8,23). Letzten Endes ist die Hoffnung, die aus der Liebe der Märtyrer geboren wird, keine „Hoffnung auf etwas, das man sieht“, weil ja niemand auf etwas hofft, das er vor Augen sähe, sondern weil Hoffnung immer

nur aus dem Dunklen heraus entsteht. Und das ist der Grund, weshalb „wir in Geduld ausharren müssen“ (Röm 8,24-25).

Aus der Liebe
der Märtyrer
geborene
Hoffnung

III. Hoffnung, die aus der Liebe der Märtyrer geboren wird: ein Werk der Beharrlichkeit

Die Liebe der Märtyrer erzeugt Hoffnung. Aber wie? Kraft unserer geduldigen, verantwortlichen Arbeit, das heißt kraft unserer Beharrlichkeit, wobei Beharrlichkeit als ein gnadenhaft geschenktes menschliches Verhalten verstanden wird, ganz ähnlich der Treue. Der erste Teil dieses Aufsatzes sollte an einige Märtyrer erinnern. Offenbar hatte auch Jesus das Anliegen, die Erinnerung an ihn nicht erlöschen zu lassen. Deshalb gab er seinen Jüngern auch den Auftrag, in der Gemeinschaft mit den ihm nachfolgenden Menschen sein Letztes Abendmahl zu essen, das ja seinen Tod vorwegnimmt: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ (Lk 22,19; 1 Kor 11,24-25). Seit dem Moment ist christliche Liturgie stets „Verkündigung des Todes des Herrn, bis er [wieder]kommt“ (1 Kor 11,26). Mit anderen Worten: In der christlichen Liturgie geht es zentral um das Gedächtnis dafür, dass Jesus ermordet wurde bzw. dass er damit den Märtyrertod erlitt und zugleich Zeugnis von einer Liebe gab, die nicht größer sein könnte, weil er ja „sein Leben für seine Freunde“ hingab (Joh 15,13). In derselben Logik ist aber auch - so Paulus - keine liturgische Gedächtnisfeier mehr christlich, wenn sie einen nicht dazu bewegt, das Beispiel des Märtyrers, der Jesus ja ist, Tag für Tag zu leben: „Bringt euch selbst als lebendiges ... Opfer dar, das Gott gefällt; das ist der wahre und angemessene Gottesdienst“ (Röm 12,1). Seit frühesten Zeiten hat man deshalb denn auch immer Märtyrerreliquien in den Altartisch eingelassen, womit signalisiert werden soll, dass der Märtyrertod etwas mit dem Mahl des Herrn zu tun hat. Ein fortwährendes Gedenken der Märtyrer, das dazu beiträgt, Bereitschaft zur Hingabe der eigenen Existenz „im unermüdlichen alltäglichen Einsatz oder im Opfer bis zum gewaltsamen Tod“⁵ zu wecken, ist - wie Ellacuría 1989, im Jahr seines eigenen Märtyrertodes, sagte - Dienst an der Hoffnung.

Der zweite Teil des vorliegenden Beitrags soll „die von der Ungerechtigkeit niedergehaltene Wahrheit“ (vgl. Röm 1,18) zum Tragen bringen. Jedes Martyrium ist unweigerlich Mord bzw. brutale Vergewaltigung - das gilt auch für die Folter, die nicht unbedingt den Tod zur Folge hat -, demütigt den Betroffenen oder die Betroffene und bringt sein bzw. ihr Leben an den Rand des Ertäglichen. Doch immer soll der Mord mit dem Schleier dieses oder jenes Vorwurfs vertuscht und gerechtfertigt werden: „Er hat Gott gelästert“ (Mt 26,65), „Dieser Mensch verführt unser Volk ... und wiegelt es auf“ (Lk 23,2.5), „Wenn er kein Übeltäter wäre, hätten wir ihn dir nicht ausgeliefert“ (Joh 18,30). Den Märtyrern unserer Tage ergeht es nicht anders: „Er ist Kommunist“, „ein subversives Element“, „Gehirn der Guerillas“, „Staatsfeind“, „Priester und Bischöfe sind doch nur Betrüger ... die sagen, Religion sei nichts Gutes“, „Sämtliche Mitglieder der *Katholischen Aktion* sind Guerillas“.⁶

Aus diesem Grund ist die Arbeit von Helen Mack, der Schwester unserer Märtyrerin Myrna Mack, ein Beispiel für die Beharrlichkeit, ohne die Hoffnung undenkbar wäre. Zwölf Jahre kämpfte Helen Mack vor den Gerichten, um mit der Verschleierung Schluss zu machen und die Mörder ihrer Schwester, materiell wie intellektuell betrachtet, verurteilt zu sehen, bis sie schließlich doch noch ihr Ziel erreichte. Neue Hoffnung weckte auch der Einsatz des Provinzialoberen der Jesuiten in Mittelamerika, José Maria Tojeira, der Wahrheit auf die Spur zu kommen und denen, die für den Mord an Ignacio Ellacuría und seinen Mitarbeiterinnen und Mitbrüdern die Verantwortung tragen, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Nicht verschwiegen werden soll allerdings, dass Tojeira bei seiner Arbeit unterstützt wurde vom *Lawyers' Committee* in den Vereinigten Staaten wie auch von zivilen Staatsanwälten, die damit freilich ihr Leben aufs Spiel setzten. Doch das Ringen um Neuschöpfen von Hoffnung ist auch heute noch nicht abgeschlossen. Selbst die höchsten intellektuellen Instanzen sind noch immer involviert.

Neue Hoffnung weckte in Guatemala auch Bischof Juan Gerardi mit dem großen Werk *iGuatemala, nunca más!* - Guatemala, nie wieder!, mit dem die geschichtliche Erinnerung an die Opfer und Märtyrer wach gehalten werden soll. Achtundvierzig Stunden später, nachdem Gerardi im April 1998 die vierbändige Dokumentation in der Öffentlichkeit vorgestellt hatte, fiel er selbst einem Mordanschlag zum Opfer und wurde Märtyrer der Wahrheit. Einen frischen Funken Hoffnung konnte auch Matilde González mit ihrer Untersuchung zur Geschichte von San Bartolomé Jocotenango entfachen. Unter dem Titel *Se cambió el tiempo* - Die Zeit hat sich geändert - veröffentlichte AVANCSO 2002 das zweibändige Werk. Menschliche Freiheit ist nur in Verbindung mit Wahrheit möglich: „Wenn ihr in meinem Wort bleibt, ... werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch befreien“ (Joh 8,31-32). „Bleiben“ (griechisch: *menein*) hat im Griechischen des Neuen Testaments dieselbe Wurzel wie „Beharrlichkeit“ (*hypo-monē*). Die Suche nach der Wahrheit über die Verbrechen, die gegen die Märtyrer begangen wurden, ist ein weiterer Dienst an der Hoffnung und eine unabweisbare Form, auf eine Neubelebung der Hoffnung „beharrlich zu warten“. So heißt es im Buch der Psalmen: „Des Elenden Hoffnung ist nicht für immer verloren“ (Ps 9,19).

Und sie wird deshalb nicht für immer verloren sein, weil die Liebe der Menschen, die den Märtyrertod erlitten haben und die heute, nach dem ersten „Entsetzen“, wie Jesus die Welt in „Staunen“ versetzen (Jes 52,15), uns dazu einlädt, beharrlich jeden Tag aufs Neue Liebe walten zu lassen, im Auf und Ab mit den Freuden und Hoffnungen, mit der Trauer und Angst der Menschen, insbesondere der ärmsten und am Bösesten missachteten (vgl. Zweites Vatikanisches Konzil, *Gaudium et Spes* 1). Dazu freilich bedarf es einer solidarischen Arbeit, die der Glaube in Richtung „auf wirklich humane Lösungen hin“ orientiert (*Gaudium et Spes* 11). Die Hoffnung, die Jesus in seiner Liebe und in seinem vertrauensvollen Glauben an den Vater trug, auch wenn dieser ihn scheinbar verlassen hatte, ist dieselbe Hoffnung, die auch zahllose Menschen bis in ihren Märtyrertod hinein trug. Hoffnung ist die Stütze für Glauben und Liebe. Und umgekehrt gebiert die

bescheidene, gescheiterte, schwache, besiegte und paradoxerweise doch noch siegreiche Liebe in uns unter Schmerzen neue Hoffnung. So verläuft der christliche Zirkel. Weder Enttäuschung noch Scheitern noch Verfolgung noch geänderte Zeiten vermögen uns von der Liebe der Menschen zu trennen, die den Märtyrertod erlitten haben – auch wenn wir ihn mit kreativer Beharrlichkeit werden erben müssen.

¹ Matilde González, *Se cambió el tiempo. Historias de Vida ...*, Guatemala 2002, 34. 69.

² Zitiert nach Charles Moeller, *Literatura del Siglo XX y Cristianismo*, Bd. IV, Madrid 1964, 595.

³ Matilde González, *Se cambió el tiempo*, aaO., 15.

⁴ Matilde González, *Se cambió el tiempo*, aaO., 16-17. 108-109.

⁵ Ignacio Ellacuría, Art. *Utopie und Prophetie*, in: Ignacio Ellacuría/Jon Sobrino (Hg.), *Mysterium Liberationis. Grundbegriffe der Theologie der Befreiung*, Bd. I, Luzern 1995, 393-431, näherhin 411.

⁶ Matilde González, *Se cambió el tiempo*, aaO., 68.

Aus dem Spanischen übersetzt von Horst Goldstein

Die Märtyrer: eine Herausforderung für die Kirche

Jon Sobrino

Einleitung: Die Notwendigkeit, die Kirche heute in Frage zu stellen

Die Märtyrer, und zwar sowohl die jesuanischen Märtyrer, die wie Jesus leben und sterben, als auch die gekreuzigten Völker, die wie der leidende Gottesknecht leben und sterben¹, geben der Welt und der Kirche Licht und Heil, wie bereits in früheren Beiträgen festgestellt wurde. Hier möchten wir darauf aufmerksam machen, dass sie auch eine Infragestellung bedeuten – was gut und notwendig ist. Im Vergleich zur Aufbruchsstimmung des Zweiten Vatikanischen Konzils befindet sich die Kirche heute in einer Phase der Selbstbezogenheit. Gewiss gibt es zahlreiche christliche Gruppen, die sich mit den Leidenden der Welt solidarisieren, prophetische und von einer Utopie beflügelte Gruppen, die den Geist des